

bringen, war ja – Geld. Und davon genügend zusammenzubringen, gestaltete sich selbst in Sachsen schwierig, obgleich das Land wegen seines Silberbergbaus und des Gewerbefleißes seiner Einwohner nicht arm war. Ob nun die notwendige Zuhilfenahme von Subsidien den außenpolitischen Handlungsspielraum Sachsens erheblich einschränkte, wie Q. anmerkt (S. 58), daran ist dann doch ein wenig zu zweifeln. Denn auch Habsburger und Preußen, und selbst Friedrich der Große, nahmen Hilfsgelder, was Q. zwar ebenfalls deutlich macht, aber nicht in Rechnung stellt. Sachsen setzte in seinen außenpolitischen Bemühungen, wie bekannt und anders als Preußen, nicht allein auf seine Heeresstärke, sondern auf Kunst und Kultur.

Wie dem auch sei, Geldmangel führte im Feld im Allgemeinen wie eben auch bei der sächsischen Armee im Besonderen immer zu Problemen – ebenso wie unzugemessene Uniformen, was aber der Schönheit und Einheitlichkeit wegen durchaus gewollt war (S. 75 f.). Alles in allem jedoch war die sächsische Wirtschaft in der Lage, die Bedürfnisse der Truppen an Kleidungsstücken, Waffen und Ausrüstungsgegenständen „gut zu befriedigen“, ohne in Schwierigkeiten zu geraten (S. 81). An dieser Stelle zudem auch zu schauen, wie es um das Sanitätswesen im sächsischen Heer zu Beginn des 18. Jh. bestellt war, welchen Wert man darauf in Sachsen legte, wäre noch eine schöne, vielleicht nicht ganz unwichtige Ergänzung der Übersicht gewesen.

Was der sächsischen Armee trotz der guten Grundversorgung nicht gelang, war ein eigenständiger großer, dauerhafter Erfolg im Großen Nordischen Krieg gegen Schweden. Man benötigte die Hilfe von Verbündeten wie etwa den Dänen. Der erfolgreiche Rückzug des 1706 bei Fraustadt geschlagenen Heeres unter Matthias von der Schulenburg galt deshalb als die bis dahin bedeutendste militärische Leistung. Doch gelang es den sächsischen Truppen ab 1709 dann, Polen Zug um Zug zurückzuerobern. All dies wie auch der fernere Verlauf des Krieges wird mit großer Akribie dargelegt.

„Das Ziel der Arbeit, das kursächsische Militär im Großen Nordischen Krieg möglichst breit zu beleuchten und den Verlauf des Krieges aus sächsischer Perspektive zu rekonstruieren, kann [...] als gelungen betrachtet werden“, schreibt Q. selbst in seiner abschließenden Zusammenfassung, „auch wenn Lücken in der ereignisgeschichtlichen Rekonstruktion teilweise noch aus der Historiographie und der Sekundärliteratur geschlossen werden mussten. Dennoch hat das Studium der Quellen gezeigt, dass zu allen hier aufgegriffenen Aspekten vertiefende Studien möglich sind“ (S. 559). Dem ist nichts hinzuzufügen.

Potsdam

Jürgen Luh

Politische Dimensionen der deutschbaltischen literarischen Kultur. Hrsg. von Liina Lukas, Michael Schwidtal und Jaan Undusk. (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 22.) LIT Verlag, Berlin 2018. 438 S. ISBN 978-3-643-14181-1. (€ 49,90.)

Mit dem vorgelegten Sammelband, der auf eine Tagung aus dem Jahre 2009 zurückgeht, verfolgen die Hrsg. keine eindimensionale Fragestellung. Vielmehr geht es ihnen darum, verschiedene Aspekte des Politischen und deren anfängliches Auftreten in Veröffentlichungen bzw. in der Öffentlichkeit des Baltikums zu beleuchten. Da aber für die Beiträger die beiden Begriffe „Politik“ und „literarische Kultur“ nicht näher definiert worden zu sein scheinen, ist die Bandbreite der behandelten Themen und des Zeitraums, der durch sie abgedeckt wird, groß. Zwei Forschungen behandeln das 17., acht das 18. und fünf das 19. Jh. Damit ist der Sammelband weder eindeutig in der Frühen Neuzeit noch im „langen“ 19. Jh. zu verorten. Anders, als es der Begriff „literarische Kultur“ im Titel des Buches vermuten lässt, wenden sich die Beiträge nur fünfmal wirklich der Dichtung zu. Sieben Beiträge beschäftigen sich hingegen mit publizistischen oder juristischen Texten; bei weiteren geht es um Erlasse, Predigten, eine Privatbibliothek und Schulhandlungen. Der Buchtitel behauptet also eine Fokussierung auf bestimmte Textformen, die de facto im

Sammelband gar nicht vorgenommen wird. Verwirrend ist auch, dass durchgängig von „Deutschbalten“ gesprochen wird, wenn der deutsche Bevölkerungsteil des Baltikums gemeint ist. Bis in die 1990er hinein hieß diese Bevölkerungsgruppe, weil sie sich selbst so nannte, „Baltendeutsche“. Wieso übernehmen die Hrsg. diese Umkehrung der Bezeichnung, die man in einem Buch, das die Politik zum Thema erhebt, kritisch sehen sollte, unkommentiert? Warum wird nicht eine neutralere Terminologie versucht, die ja mit Wolfgang Laurs Sprachkritik von 1972, richtiger „Baltikumsdeutsche“ zu verwenden, vorliegt?

Man kann also mit Blick auf den Inhalt folgern, dass es im rezensierten Werk einfach um das deutschsprachige Schrifttum des Baltikums geht, und zwar unter der Fragestellung, wie sich eine politische Öffentlichkeit herausbildete und wie diese in bestimmten Lebensbereichen aussah. Dieser Absicht entsprechen die meisten Beiträge des Tagungsbandes in fundierter Weise. Der Rezensent würde dennoch zwischen Beiträgen unterscheiden, die eher bekannte Aspekte in traditioneller, wiederholter Aufarbeitung bringen, und solchen, die einen eher neuartigen Blickwinkel unter Berücksichtigung von unkonventionellen Quellen oder Methoden versuchen. Zu letzteren zählt z. B. Pärtel Piirimäes Darstellung vom Streit um die Deutungshoheit des Begriffes „Vaterland“, der im Zusammenhang mit der Güterreduktion zwischen der livländischen Ritterschaftsvertretung und der schwedischen Krone entstand. Beide Seiten sprechen vom „Vaterland“, wodurch die Livländer in Konflikt mit dem König geraten; schließlich heißen sie sich geschickt „Landesväter“, was den Konflikt allerdings nicht entschärft. Kairit Kaur diskutiert an drei Fallbeispielen, wie Frauen des 18. Jh. zur Leibeigenschaft standen. Sie waren, wie Kaur zeigen kann, zwar für die Abschaffung der Leibeigenschaft, aber aus ganz unterschiedlichen Erwägungen heraus. Und wenn diese Erwägungen auch nicht idealistisch waren, so zeigen Kaur Beispiele, die drei Generationen vertreten, doch, wie sich die Einstellungen der Frauen im Verlaufe des 18. Jh. zu mehr Empathie gegenüber dem betroffenen Stand hin entwickelten. Zu erwähnen ist auch der Beitrag von Māra Grudule, in dem es nominell um Gotthard Fr. Stender und sein kurländisches Gesangbuch von 1754 geht. Grudule arbeitet aber einen breiteren Zusammenhang heraus, nämlich die pädagogische Innovativität von Stenders eigenwilligem, aufklärerischem Gesangbuch, seine Verbindung zum Pietismus (was der Vf. insbesondere durch eine schlüssige Analyse von Stenders Emblemata zeigen kann) und den „beinahe-weltlichen“ Charakter seiner Dichtung. Grudule muss aber feststellen, dass Stenders Gesangbuch eigentlich keine Wirkung entfaltet, weil die kurländischen Gemeinden nach seiner Einführung nicht mitzogen. Last but not least soll Pauls Daijas Beitrag zu Alexander Joh. Stender, dem Sohn des vorgenannten G. F. Stender, erwähnt werden. Daija geht es um die lettische Theateradaption (1790) von Holbergs Komödie *Jeppe på Bjerget*... (Jeppe vom Berge, 1723), in der das Verhältnis von Herr und Knecht und die Frage, was passieren würde, wenn man die Bauern freisetzt, thematisiert werden. Daija zeigt überzeugend, wie Stender die Vorlage verändert hat und aus ihr eine karnevaleske Verkehrung der Verhältnisse macht. Dies ordnet Daija in einen breiteren intertextuellen und weltanschaulichen Zusammenhang ein, der vor allem aus der damaligen Diskussion um die Vor- und Nachteile bzw. Art und Weise der Abschaffung der Leibeigenschaft in Liv- und Kurland, die von ca. 1750 bis ca. 1820 geführt wurde und in verschiedenen Textformen greifbar ist, bestand.

Dieser damaligen Diskussion sind auch einige andere Beiträge des Sammelbandes verpflichtet, so beispielsweise der Aufsatz von Ulrike Plath zu Karl G. Sonntags 1795–1820 gehaltenen Predigten. Weitere Nebenthemen des Sammelbandes sind die Rechtsgeschichte Livlands (17.–19. Jh.) und die Nationalitätenpolitik bzw. das Verhältnis der livländischen Ritterschaftsvertreter zur russischen Obrigkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Anscheinend ist zu diesen drei Themen, die in der historischen Forschung schon oft behandelt wurden, noch nicht alles gesagt worden, obwohl die Einschätzung dem Leser schwerfällt, da kaum ein Beitrag etwas zum betreffenden Stand der Forschung sagt. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang auch, dass es sich bei den Beiträgen von Pauls Daija und Hans Graubner um Wiederabdrucke handelt und dass einige Beiträger ihre Themen in die

Breite treten durften – Lina Lukas' Beitrag umfasst 29, Ulrike Plaths 38, Jan Undusks 48 und Gert von Pistohtkors' sogar 66 Druckseiten! –, ohne dass dafür eine Notwendigkeit zu erkennen wäre. Der gesamte Band ist ansonsten recht gründlich redigiert worden.

Greifswald

Stephan Kessler

Menashe Unger: Die Rabbis von Pschis'che und Kotzk. Spirituelle Meister des Chassidismus an der Schwelle zur Moderne. Hrsg. von Frank Beer, aus dem Jiddischen von Daniel Wartenberg. (Hebräische Literatur im Dialog, Bd. 4.) Lit Verlag. Berlin 2019. 312 S. ISBN 978-3-643-14421-8. (€ 39,90.)

Das vorliegende Buch ist 1949 in Buenos Aires im jiddischen Original unter dem Titel *Pshiskhe un kotsk* in der Reihe *Dos polnische yidntum* (Das polnische Judentum) erschienen und liegt nun erstmals in der Übersetzung von Daniel Wartenberg in deutscher Sprache vor. Die deutsche Ausgabe ist mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat des Übersetzers versehen. Obwohl in einer wissenschaftlichen Schriftenreihe erschienen, ist das Original nicht im engeren Sinne als wissenschaftliche Schrift einzuordnen, es handelt sich dabei vielmehr um einen ethnografischen Roman.

Menashe Unger (1899–1969) gehört zusammen mit Martin Buber (1878–1965) zu den Begründern einer neuen jüdischen literarischen Gattung, der chassidischen Geschichten. Die ursprünglich nur mündlich, innerhalb der eigenen Gemeinschaft tradierten Erzählungen über die chassidischen Rabbiner, ihre (Wunder-)Taten und Höfe, die Biografisches und Religiöses mit ethnografischen Beschreibungen vermischten, wurden in den Werken der beiden Autoren in eine schriftliche Form gebracht und somit erstmals der nicht-chassidischen Welt zugänglich gemacht. Während der Religionsphilosoph Buber, der in Wien geboren worden war und später in Berlin, Wien, Leipzig und Zürich studiert hatte, die chassidischen Geschichten aus einem wissenschaftlichen Interesse sammelte und übersetzte, stammte U. selbst aus einer berühmten chassidischen Familie. Er wurde als Siebzehnjähriger zum Rabbiner ordiniert, verließ dann aber die chassidische Welt, studierte an der Universität Wien und trat der zionistischen Arbeiterbewegung bei. 1935 migrierte er nach Amerika, wo er sich während seiner ganzen Karriere mit chassidischen Erzählungen auseinandersetzte und sie publizierte. In seinem Werk vermischte er eigenes Erleben und schriftstellerische Analyse. So auch im vorliegenden Text, in welchem er ein Bild der chassidischen Gemeinschaft zu einem Zeitpunkt des inneren Zerfalls der chassidischen Frömmigkeit zeichnet.

In 35 kürzeren Kapiteln wird die Geschichte der Rabbis von Pschis'che (Przysucha) und Kotzk (Kock), ihrer Lehre und Höfe und damit auch die Geschichte des polnischen -Chassidismus von der zweiten Hälfte des 18. Jh. an bis zum Ableben von Rabbi Menachem Mendel von Kotzk, dem Kotzker Rebbe, im Jahr 1859 erzählt. U. behandelt in seiner Darstellung weit mehr als nur die religiösen Fragen des Chassidismus. Zwar nehmen die (theologischen) Zerwürfnisse zwischen den rabbinischen Höfen, die zu Abspaltungen führen, einen wichtigen Stellenwert ein, der Autor beschreibt jedoch auch die sozialen und gesellschaftlichen Aspekte des Chassidismus. Obgleich er eine durchaus wohlwollende Darstellung vorlegt, sind auch kritische Stellen zu vermerken, z. B. wenn der Vf. den übermäßigen Alkoholkonsum oder auch die Situation der Frauen und Kinder der Chassiden beschreibt, die teilweise monatelang ohne ihre Männer und Väter durchkommen mussten, weil diese an den rabbinischen Höfen ein religiöses und geselliges Leben führten, in dem die Familie keinen Platz hatte (z. B. S. 232). In U. Beschreibungen tritt dabei das Menschliche und Weltliche der chassidischen Welt in den Vordergrund. Gleichzeitig versteht er die chassidische Gemeinschaft, trotz ihres Rückzuges in sich selbst, als Teil der allgemeinen jüdischen Geschichte wie der Geschichte der christlichen Mehrheitsbevölkerung, so widmet er sich der Auseinandersetzung mit den Maskilim (jüdischen Aufklärern) (Kap.